

queer as u are – Konstitution und Konstruktion von (sexuellen) Identitäten

Erik_a Zika

Zusammenfassung

Dieser Artikel beschäftigt sich mit den Unterschieden und Gemeinsamkeiten von „queer theory“ und Systemischer Therapie. Die „queer theory“ beschäftigt sich mit der Herstellung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Diskurse und analysiert deren Auswirkungen. Sie übt Kritik an der Konstruktion natürlicher Geschlechtlichkeit und stellt sich gegen die vorherrschende gesellschaftliche Heteronormativität. In ihrer Praxis versucht sie Normen und Diskurse sichtbar zu machen und diese zu destabilisieren. Anhand der Themen Identität, Geschlecht und sexueller Orientierung werden Überlegungen aus der „queer theory“ und dem Sozialen Konstruktivismus dargestellt, um dann eine mögliche queer-systemische Praxis zu skizzieren.

Schlüsselwörter: Geschlecht, Identität, „queer theory“, Normen, sexuelle Orientierung, Systemische Therapie

Abstract

This article treats the differences and the common issues of Queer Theory and Systemic Therapy. Queer Theory deals with the creation and the maintenance of social discourses and analyzes its effects. Criticizing the construction of nature given sexuality and gender, it opposes the hegemonic hetero-normativity. In practice norms and discourses shall be made visible and deconstructed. Subjects like identity, gender and sexual orientation are chosen to illustrate considerations of Queer Theory and Social Constructionism and to outline a possible queer-systemic practice.

Keywords: gender, identity, Queer Theory, norms, sexual orientation, Systemic Therapy

Einführung einer queeren Perspektive durch die Einbeziehung der sexuellen Orientierung sowie durch eine Auseinandersetzung mit soziokulturellen Ordnungskategorien, die identitätsstiftende und gesellschafts-strukturierende Funktionen besitzen

Einleitung

Immer wieder findet sich in der aktuellen systemischen Literatur eine Auseinandersetzung mit dem Thema Gender¹. Dieser Beitrag versteht sich als Ergänzung durch die Einführung einer queeren Perspektive, v. a. durch die Einbeziehung der sexuellen Orientierung sowie durch eine prinzipielle Auseinandersetzung mit soziokulturellen Ordnungskategorien, die identitätsstiftende und gesellschafts-strukturierende Funktionen besitzen.

Der Ausgangspunkt queerer Analysen war die Beschäftigung mit dem Konzept der Homosexualität, verbunden mit einer Kritik an der Konstruktion von natürlicher Geschlechtlichkeit und Heterosexualität. Diese Auseinandersetzung wurde in den letzten Jahren auf andere gesellschaftliche Ordnungskategorien wie z. B. Generation (Alter), körperliche Unterschiede („Behinderung“), religiöser Glauben oder Ethnie erweitert. Dabei wird u. a. der Frage nachgegangen, inwiefern gesellschaftliche Normen auf Menschengruppen bzw. auf Individuen Auswirkungen haben können, z. B. in Hinblick auf deren Konstruktion von Identität. Wie können Menschen mit diesen Normen aber auch umgehen? Und wie kann ein therapeutischer Dialog gestaltet werden, der diese Normen und deren Auswirkungen thematisiert und reflektiert, v. a. auch jene Normen, die in den therapeutischen Dialog selbst hineinwirken? Mit diesen Fragen möchte ich mich im Folgenden beschäftigen.

Queere Blitzlichter

Ein junger Mann² lebt in einer Beziehung mit einer Frau und verliebt sich in dieser Zeit in einen anderen Mann. Die Gefühle sind für ihn so überwältigend, dass er sich als schwul definiert und „outet“ – auch seiner Partnerin gegenüber. Er beendet daraufhin die Beziehung mit ihr, vom anderen Mann werden allerdings keine Gefühle erwidert. Aus diesem Grund bleibt er bis auf Weiteres Single. Nach Monaten übernachtet seine Ex-Freundin

1) Gender meint hier meist das „soziale“ Geschlecht. Aktuelle Beiträge in der systemischen Literatur sind z. B. Kirschenhofer 2004, Kirschenhofer & Kuttnerreiter 2006, Kuttnerreiter 2002, Schweitzer-Rothers 2004.

2) Auch in diesem Beitrag lässt sich die Verwendung der dominanten Geschlechtsdichotomie Mann/Frau nicht vermeiden. Wobei hierbei Menschen gemeint sind, die sich mit dem jeweiligen Geschlecht identifizieren. Also es gibt keine Männer und Frauen an sich, sondern Menschen, die sich als Mann oder Frau identifizieren.

bei ihm und sie haben Sex miteinander. Den besten Sex, den er je mit einer Frau hatte – meint er. Seine Ex-Freundin sagt nach dem Sex: „Aber ich dachte, du bist schwul!“

Ein anderer Mann erzählt, dass er seit Jahren mit einer Frau in einer Partnerschaft zusammenlebt. Es sei für ihn die wichtigste Partnerschaft seines Lebens. Er erzählt, dass seine Freundin lesbisch ist und vor der Beziehung mit ihm ausschließlich mit Frauen Beziehungen hatte – sich selbst aber auch in der aktuellen Partnerschaft mit ihm als Lesbe definiert.

Eine Frau, die bis zu ihrem 21. Lebensjahr eine langjährige Beziehung mit einem Mann hatte, lernt mit 22 Jahren eine Frau kennen, verliebt sich und geht mit ihr eine Beziehung ein. Auf die Frage, ob sie lesbisch sei oder bisexuell, meint sie, dass sie es nicht wisse und sie sich nicht in eine Schublade stecken möchte. Derzeit lebt sie mit einem Mann und einem gemeinsamen Kind. Würde sie sich heute definieren wollen?

Der queere Blick

Ursprünglich war der Begriff „queer“³ Anfang des 20. Jahrhunderts ein umgangssprachlicher Ausdruck für „homosexuell“, wobei er zumeist homophob verwendet wurde. Seit längerer Zeit wird er als Sammelbegriff für ein politisches Bündnis sexueller „Randgruppen“ und zur Bezeichnung eines neuen theoretischen Konzeptes („queer theory“⁴), das sich mit gesellschaftlichen Normen und der dadurch entstehenden Ausgrenzung von bestimmten Menschengruppen auseinandersetzt, verwendet (siehe z. B. Jagose 2001, Perko 2005).

Den Begriff „queer“ zu definieren, würde bedeuten, ihn in einen normativen Bedeutungsrahmen stellen zu wollen. Genau das würde queer widersprechen. Nicht nur im Laufe der Zeit hat er eine Wandlung erfahren, er wird auch gleichzeitig mit vielen unterschiedlichen Bedeutungen gefüllt, die nebeneinander stehen

Begriff „queer“ als Sammelbegriff für ein politisches Bündnis sexueller „Randgruppen“ und zur Bezeichnung eines neuen theoretischen Konzeptes („queer theory“)

3) Der Begriff wurde im 16. Jahrhundert aus dem Deutschen entlehnt und bedeutete etwa soviel wie „verquer“ (Kraß 2003). Die heutige direkte Übersetzung aus dem Englischen bedeutet „sonderbar, seltsam; wunderlich; komisch; homosexuell“ (Langenscheidt 1970).

4) Die Einführung des Begriffs „Queer-Theory“ wird Teresa de Lauretis zugeschrieben (vgl. Engel 2002, Kraß 2003).

bleiben (sollen/dürfen). Insofern ist diesem Begriff eine gewisse Unbestimmtheit inhärent. So wird er heute z. B. gleichzeitig von akademischen Queer-Theoretiker_innen im wissenschaftlichen Diskurs verwendet, andererseits auf Ankündigungen von Tanzveranstaltungen, oft gleichgesetzt mit „schwul“. Perko (2005) teilt den Gebrauch des Begriffs „queer“ im deutschsprachigen Raum in drei Bereiche ein: (feministisch)-lesbisch-schwul-queer, lesbisch-schwul-bi-transgender-queer und plural-queer.

In den ersten beiden Varianten werden nur bestimmte Lebensweisen miteinbezogen, wohingegen sich die plural-queere⁵ Variante stark auf die Kritik an heterosexueller Normativität und natürlicher Zweigeschlechtlichkeit sowie an schwul-lesbischen Identitätsmodellen und deren produzierten Ausschlüssen bestimmter Menschen(gruppen) bezieht. „In diesem Sinne richten sich Queer-Theorien grundsätzlich gegen eindeutige Kategorisierungen und Identitätspolitiken.“ (Perko 2005, S. 19). Den dynamischen Aspekt von „queer“ betont Engel (2002), wenn sie den Begriff definiert als eine „Praxis des Verqueerens, [...] eine Perspektive der Destabilisierung von ‚Normalität‘ und von naturalisierten Macht- und Unterdrückungsverhältnissen“ (S. 42).

Neuere Ansätze dieser plural-queeren Sichtweise beschäftigen sich nicht mehr ausschließlich mit den Kategorien Geschlecht und sexueller Orientierung, sondern beziehen ebenfalls andere strukturierende Dimensionen, wie z. B. Ethnie, körperliche Unterschiede („Behinderung“), kulturelle Herkunft und die Generation, ein. Der daraus für die Praxis abgeleitete „Diversity“-Ansatz „steht für einen Ansatz, der Unterschiedlichkeit als Stärke, als Chance und Potenzial begreift.“ (Thiemann & Kugler 2004, S. 153). Hierbei wird davon ausgegangen, dass eine Vielfalt von unterschiedlichen menschlichen Lebensweisen und damit verbundenen Identitäten lebbar ist und diese auch immer wieder in der Lebenszeitspanne prinzipiell wandelbar bleiben.

Nach Perko und Czollek (2006, S. 113) lassen sich die Kernaussagen der plural-queeren Variante wie folgt zusammenfassen:

5) In dieser Arbeit wird der Begriff „queer“ dem Begriff „plural-queer“ gleichgesetzt, meistens ...

6) Diversity = Verschiedenheit, Vielfaltigkeit

- ▶ Sein-Lassen verschiedener und mehrdimensionaler Identitäten, Identitäten ohne Kern, Nicht-Identitäten bzw. Trans- und Crossidentitäten.
- ▶ Bemühung um die Aufhebung aller eindeutigen und vermeintlich natürlichen Identitäten.
- ▶ Mehrdeutigkeit zulassen, die sich auf nichts notwendigerweise bezieht.
- ▶ Möglichkeit der Selbstdefinition aller Subjekte, so sie sich definieren wollen.
- ▶ Eröffnung vielfältiger Räume für vielfältige Ausdrucksformen von Geschlecht und Sexualität.
- ▶ Aufhebung von Ausschlussverfahren.
- ▶ Feld von Möglichkeiten mit dem Charakter der Unbestimmtheit sein lassen und die Strategie der Unbestimmtheit.
- ▶ Konstituierung und Anerkennung einer Anti-Normativität.
- ▶ Anerkennung von Vielfältigkeit, Ambiguität und Pluralität.

Neben den Arbeiten von Michel Foucault und Jacques Derrida stellen v. a. die Texte von Judith Butler wichtige Bezugsquellen der „queer theory“ dar. Nach Butler (2003) erweist sich die Trennung zwischen *sex* und *gender* als kulturelles Konstrukt: „Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (*sex*) immer schon Geschlechtsidentität (*gender*) gewesen, so dass sich herausstellt, dass die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist“ (S. 24). Damit wird der Dualismus zwischen Natur (*sex*) und Kultur (*gender*) zugunsten Zweiterer aufgelöst. Diese von Butler unternommene „Denaturalisierung“ der „geschlechtlichen“ Realität wird als einer der wichtigsten Ausgangspunkte queerer Analysen angesehen⁷.

Die von Butler unternommene „Denaturalisierung“ der „geschlechtlichen“ Realität wird als einer der wichtigsten Ausgangspunkte queerer Analysen angesehen.

Ein weiteres zentrales Konzept von Butler stellt die Performativität von Geschlechtlichkeit (*gender performance*) dar. Butler (2003) sieht hier Geschlechtsidentität als *Akt*: „Ähnlich wie andere rituelle gesellschaftliche Inszenierungen erfordert auch das Drama der Geschlechtsidentität eine *wiederholte* Darbietung. Diese Wiederholung ist eine Re-Inszenierung und ein Wieder-Erleben eines bereits gesellschaftlich etablierten Bedeutungskomplexes – und zugleich die [...] ritualisierte Form seiner Legitimation.“ (S. 206). Hierbei betont Butler wiederholt, dass

Performativität von Geschlechtlichkeit

7) Siehe auch weiter unten.

Geschlecht nicht in dem Sinne performativ ist, dass es wie Kleidung einfach nach freiem Willen an- oder ausgezogen werden kann, sondern dass es einem normativen Zwang unterliegt. In dem das Subjekt seine Geschlechtlichkeit ständig (unbewusst) wiederholt, empfindet es sich erst als Subjekt. „In diesem Sinne ist Performativität die Vorbedingung des Subjekts überhaupt.“ (Jagoose 2001, S. 112).

Zentrale Annahme queerer Analysen ist, dass (gesellschaftliche) Normen Menschen immer wieder ausschließen, dadurch Leiden erzeugen und Handlungsmöglichkeiten vorgeben oder unterbinden.

Queer-Theoretiker_innen beschäftigen sich in verschiedenen Disziplinen⁸ mit der Herstellung und Aufrechterhaltung von (gesellschaftlichen) Normen und legen dabei ihren Fokus auf Widersprüche und Brüche in diesen normativen Konstruktionen und Darstellungen, um diese dadurch zu entzaubern. Zentrale Annahme dabei ist, dass (gesellschaftliche) Normen durch ihre impliziten Gebote und Verbote Menschen immer wieder ausschließen, dadurch Leiden erzeugen und Handlungsmöglichkeiten vorgeben oder unterbinden. Viele Menschen, die psychotherapeutische Unterstützung suchen, befinden bzw. empfinden sich außerhalb bestimmter (gesellschaftlicher) Normen, seien sie von außen kommuniziert oder von „innen“ (internalisierte Normen). Jene Frau, die von ihrem Lebensgefährten in die Therapie geschickt wird, weil sie es nicht schafft, so zu sein, wie er will; ein junger Mann der bisher keine partnerschaftliche Beziehung erlebt hat und sich deswegen nicht als „normal“ empfindet; langjährige Paare, die glauben, weil sie kaum mehr Sex miteinander haben, stimmt etwas in ihrer Beziehung nicht ... sind nur exemplarische Beispiele für Menschen, die bestimmten Normen nicht entsprechen.

Identitäten in der Spätmoderne⁹

Die Bedeutung von *Identität* hat sich im Wandel der Zeit verändert. Der Begriff spielt inzwischen in diversen Wissenschaften und auch im Alltag eine nicht unbedeutende Rolle. In einem medialen Zeitalter, in dem eine Unmenge an Identifikationsflächen geboten wird und Identitätsaufforderungen geschehen, scheint es für manche so schwierig wie noch nie zu sein, die eigenen, für sich „passenden“ Identifikationen zu finden, und wenn es

8) Z.B. in den Literaturwissenschaften, der Sozialpädagogik, der Politikwissenschaft, der Medizin, der Geschichte, der Soziologie.

9) Dabei beziehe ich mich auf die westlich-kapitalistisch-industrielle Gesellschaft/ Welt und deren kulturell-historischen Kontext.

auch nur für eine bestimmte Zeit und in einem bestimmten Kontext ist.

Schlägt mensch in einem Fremdwörterbuch (1990, S. 159) nach, so finden sich für „Identität“ folgende Definitionen: a) völlige Gleichheit, Übereinstimmung; b) jemandes Identität feststellen: feststellen, wer jemand ist; c) die innere (geistig-leiblich-seelische) Einheit der Persönlichkeit.

Einer der einflussreichsten Theoretiker im 20. Jahrhundert zum Thema Identität war der Psychoanalytiker Erik H. Erikson (Kraus 2000). In dem von ihm entworfenen Phasenmodell des Lebenslaufs bekommt die Adoleszenz für die Identitätsfindung einen besonderen Stellenwert (Fend 2001). In dieser Altersphase geht es nach Erikson darum, dass jeder Mensch für sich eine Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ findet. Ein gelungener Abschluss des Identitätsprozesses nach Erikson stellt die Entwicklung von klaren Lebenszielen dar sowie die Fähigkeit zur Selbstregulation der eigenen Entwicklung. Wichtig dabei ist ebenfalls, sich zu sich selber und seiner Umwelt eindeutig zu positionieren (Fend 2001). Kennzeichen dieser Ansichten der Moderne sind einerseits, dass es so etwas wie einen „Abschluss“ eines Identifikationsprozesses gibt, mensch sich also „finden“ kann, vollständig beschreiben kann, wer mensch sei („Ich bin ...“, „Du bist ...“) – ohne Widersprüchlichkeiten und Unklarheiten. Andererseits wird angenommen, dass aus diesem Erkennen und Finden ein kongruentes Identitätsgefühl resultiert.

Im Gegensatz zu den Theorien der Moderne sehen postmoderne Theoretiker_innen Identität nicht als etwas Statisches an, sondern als einen Prozess, der die gesamte Lebensspanne andauert. „Die Vorstellung, ein Mensch könne mit sich sein Leben lang in einem essenziellen Sinne identisch sein, trifft auf die Lebenswirklichkeit der Menschen nicht mehr zu, falls sie es je tat.“ (Bauer 2001). Diese Unsicherheit spiegelt sich nicht nur im Individuum wider, sondern betrifft ebenfalls die mit diesem vernetzten sozialen Systeme. „Beziehung, Ehe und Elternschaft vollziehen sich heute oft als experimentelle Werkstätten einer unvorhersehbaren Entwicklung.“ (Ahlers 1998, S. 64). Keupp et al. (2002) begreifen Identität als subjektiven Konstruktionsprozess, „indem Individuen eine Passung von innerer und äußerer Welt suchen“ (S. 7). Dabei verstehen sie Identität als *individuelles Rahmenkonzept* einer Person, innerhalb dessen sie ihre

Identität als Prozess, der die gesamte Lebensspanne andauert

Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient. Schmidt (2003) sieht Identität als ein *Reflexivitätsprodukt*, „mit deren Hilfe Gesellschaften zwei zentral wichtige Differenzen bearbeiten, nämlich die Differenz Alter/ Ego sowie die Differenz Wir/die anderen.“ (S. 105)

Herstellung von Identität

Relationaler Grundmodus von Identität

Eine weitere Frage, der in der „queer theory“ und im sozialen Konstruktivismus nachgegangen wird, ist jene, *wie* Menschen Identität herstellen. Eine zentrale Prämisse des Modells von Keupp et al. (2002) ist der relationale Grundmodus der Identität. Identitätsarbeit zeichnet sich durch eine permanente Verknüpfungsarbeit aus, die dem Menschen hilft, sich im Strom der eigenen erlebten Erfahrungen selbst zu verstehen. Dabei ordnet das Individuum seine Selbsterfahrungen zum einen in einer zeitlichen Perspektive (Verknüpfungen zwischen Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem), in einer lebensweltlichen Perspektive (als Partner_In, Kind, Elternteil, Berufstätige_r, ...) und auf der Ebene von Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit von ihren bisher erlebten oder phantasierten Erlebnissen. Eine weitere Grundprämisse des Modells von Keupp et al. (2002) ist, dass Identität als Passungsprozess an der Schnittstelle von Innen und Außen geschieht. D. h., Identitätsarbeit basiert immer in einem *Aushandlungsprozess* des Subjekts mit seiner sozialen Umwelt, nicht ausschließlich in einer „Öffentlichkeit“, sondern oft antizipatorisch vor einem imaginären Publikum. Die von den Subjekten unternommenen Selbsterzählungen bleiben hierbei lebenszeitlich nicht stabil, sondern bilden und verändern sich in diesen sozialen Aushandlungsprozessen immer wieder neu. Im Vergleich zu modernistischen Theorien gehen postmoderne Theoretiker_innen nicht davon aus, dass eine „konfliktfreie“ Identität wünschenswert, ja sogar in der heutigen Zeit überhaupt möglich ist. Identitätsarbeit zielt daher für Keupp et al. (2002) darauf ab, „ein subjektiv definiertes Maß an Ambiguität und des ‚Herausgefordertseins‘“ (S. 197) herzustellen.

Identitätsarbeit basiert immer in einem Aushandlungsprozess des Subjekts mit seiner sozialen Umwelt oft antizipatorisch vor einem imaginären Publikum.

Die individuelle und kollektive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen stellt innerhalb der „queer theory“ ebenfalls eine wichtige Beschäftigung dar. Normen werden laufend in jedem Bereich des Alltags (re)produziert, praktiziert und als Verhaltenserwartungen an Individuen herangetragen und von diesen (oft unbewusst) aufgenommen. „Sowohl die Reproduk-

tion der Normen durch Erfüllung als auch der Verstoß gegen Normen hat durch die jeweils individuelle Zuordnung zu dem *Normalen* oder dem *Unnormalen* Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmungen und -positionierungen des Individuums.“ (Hohn 2001, S. 179). Dabei gelten allerdings nicht alle gesellschaftlichen Normen für alle Menschen gleich. So macht es einen Unterschied, welches Alter mensch hat oder welchem Kulturkreis, welcher Subkultur oder Religion mensch sich zugehörig fühlt. Je nachdem sind Menschen mit verschiedenen, sich auch widersprechenden Normen konfrontiert. Dies zeigt sich dann im Alltag durch strukturelle oder explizite Ausschlüsse und Verhaltenserwartungen sowie -beschränkungen.

Neben der „reinen“ Erzählung spielt die *Performativität* von Identität (Butler 2003, siehe oben) bzw. das *Darstellen* von sozialer Identität (Schmidt 2003) eine wichtige Rolle. Nach Schmidt (2003) kommt es hierbei auf die Kontinuität der Darstellung innerhalb der bedeutenden Bezugsgruppen eines Individuums an. Die Darstellungsvarianten in verschiedenen sozialen Systemen sollten einerseits für das sich zeigende Individuum miteinander kompatibel bleiben, andererseits von den Gruppenmitgliedern akzeptiert oder zumindest toleriert werden. Wenn dies nicht gelingt, besteht die Gefahr einer Pathologisierung. „Die Bildung und Stabilisierung von Identität hängt davon ab, ob es Aktanten gelingt, Ereignisse zu sinnvollen Handlungen und Handlungen zu sinnvollen Geschichten zu synthetisieren und sich zuzurechnen.“ (Schmidt 2003, S. 109).

Konstitution und Konstruktion von Geschlecht

Neben der Kategorie der sexuellen Orientierung ist das Geschlecht in der „queer theory“ die meistdiskutierte Ordnungskategorie, auch weil beide in den gesellschaftlichen Diskursen stark miteinander verwoben sind. Die Idee der Trennung von biologischem (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*) ist in den 1970er Jahren v. a. durch die feministische Theorie verbreitet worden¹⁰. Sie ist angeführt worden, um jenem dominanten (patriarchalen) gesellschaftlichen Diskurs, der die natürliche Bestimmung der Geschlechter postuliert hat, entgegenzutreten.

¹⁰ Laut Sigusch (2005) geht die Differenzierung zwischen sex und gender auf Intersexualismusforscher_innen aus den 1950er und 1960er Jahren zurück.

Durch die Trennung zwischen sex und gender wurde betont, dass es zwischen beiden keinen kausalen Zusammenhang gibt, d. h., dass das biologische Geschlecht nicht die jeweiligen Geschlechterrollen determiniert, sondern diese ein historisches, gesellschaftlich-kulturelles Produkt darstellen (Butler 2003). Mit dieser These bleibt jedoch die herrschende heterosexuelle Geschlechterordnung und deren Behauptung von *nur* zwei biologisch eindeutig verifizierbaren Geschlechtern nicht nur unangestastet, sondern scheint dadurch auch bekräftigt zu werden. Zudem reproduziert diese Argumentation die traditionelle Dichotomie zwischen Natur (*sex*) und Kultur (*gender*) (Maihofer 1995) und entzieht hiermit den geschlechtlichen Körper (*sex*) einer historischen Reflexion.

Ein Gedankenexperiment ...

Woran merken Sie, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind?

Was ist eine Frau? Was ist ein Mann? Woran merken Sie, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind? An bestimmten Eigenschaften? An bestimmten Verhaltensweisen? An Ihrem Vornamen? (Wenn Sie z. B. nicht gerade Andrea – in Italien auch ein Name für „Männer“, Chris oder René heißen.) An bestimmten körperlichen Merkmalen?

Was wäre allerdings, wenn Sie als ein Mensch ohne eindeutiges Geschlecht auf die Welt gekommen wären?

In welchen Kontexten/Alltagssituationen werden Sie sich Ihres Geschlechts bewusst? An der Kasse im Supermarkt? Alleine zuhause? Mehr in Anwesenheit des gleichen Geschlechts oder des anderen Geschlechts?

Was wäre allerdings, wenn Sie als ein Mensch ohne eindeutiges Geschlecht auf die Welt gekommen wären? Würden Sie dann eines der dominanten Geschlechter (Mann/Frau) bevorzugen und wenn ja, warum?

Woran merken Sie, dass Sie im „richtigen“ Körper sind bzw. woran würden Sie erkennen, dass Sie im „falschen“ Körper sind? Hätten Sie gerne den Körper des anderen Geschlechts und wenn ja, wieso, und wenn nein, wieso nicht? Was glauben Sie wäre dann anders?

Wie oft müssen Sie tagtäglich entscheiden, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind? An welchen öffentlichen Orten? In welchen Geschäften?

Welche Ihrer Kleidungsstücke sind einem der beiden Geschlechter zugeordnet? Welche Ihrer Kleidungsstücke sind „geschlechtsneutral“?

Die Konstruktion der Geschlechterpolarität, ihre Verstrickung mit Sexualität und Partner_innenschaft und die Auswirkung auf

die Wahrnehmung des Körperlichen werden vor allem in der historischen Genese deutlich. Erst mit dem entstehenden Bürgertum des ausgehenden 18. Jahrhunderts, mit der Teilung von Reproduktion und Produktion, Öffentlichkeit und Privatheit fand nicht nur eine graduelle, sondern eine qualitative Differenz bezüglich der Körperlichkeit von „Frauen“ und „Männern“ statt (Tuider 2001). Während zuvor die körperliche *Ähnlichkeit*, wenn auch mit einer unterschiedlichen Vollkommenheit der Geschlechter, dominierte, entstand durch die Etablierung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft ein Diskurs über die *fundamentale Differenz* der Geschlechtskörper (Maihofer 1995). Menschen mit ambivalent erscheinenden Geschlechtsorganen bzw. Äußerem wurden somit zu einer Gefahr dieser neuen Differenzbehauptung (Heidel 2001).

Mit der fortschreitenden Entwicklung der chirurgischen Medizin wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts die beliebige Transformierbarkeit des menschlichen Körpers propagiert (Stoff 2001). Auf dem Operationstisch wurden körperliche „Geschlechtsmerkmale“ vermehrt verändert, anfangs bei Tieren, später dann auch bei Menschen. Diese Ideen und Versuche standen zu Beginn im Dienste einer Anpassung an bestehende Geschlechts(körper)normen. Die „Biologische Versuchsanstalt“ in Wien, damals allgemein „Vivarium“ genannt, wurde durch seine endokrinologischen Verjüngungs- und Geschlechtsumwandlungsversuche, v. a. durch den Physiologen Eugen Steinach, weltberühmt (Mildenberger 2002, Stoff 2001). Steinach postulierte damals eine scharfe Trennung unauflöslicher „männlicher“ und „weiblicher“ Qualitäten. Damit wurde gleichzeitig die Geschlechtsspezifität auf ein quantitatives Verhältnis relativiert, je nachdem, wie viel männliche und/oder weibliche Sexualhormone jemand besaß, waren dadurch „sexuelle Zwischenstufen“ (Stoff 2001) möglich. Magnus Hirschfeld, Sexualwissenschaftler und bekannter Protagonist der Homosexuellenbewegung in Berlin, nahm Steinachs Forschungen mit Begeisterung auf, da sie Beweise für die Existenz der von ihm nur theoretisch behaupteten sexuellen Zwischenstufen und die biologische Ebenbürtigkeit der Homosexualität zu liefern schienen (Stoff 2001). Wenige Jahre später häuften sich in den medizinischen Fachzeitschriften auch Beiträge, in denen davon gesprochen wurde, dass Menschen in einem „falschen“ Körper stecken könnten und ihre Seele/Psyche darunter leide. Es kam zu den ersten Geschlechtsumwandlungen, die Transvestitismus und Transsexualität neu

Mit der fortschreitenden Entwicklung der chirurgischen Medizin wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts die beliebige Transformierbarkeit des menschlichen Körpers propagiert

definierten (Stoff 2001). Immer weniger spielte dabei die Anpassung an eine Geschlechts(körper)norm eine Rolle, vielmehr wurde auf die Befriedigung der leidenden Psyche dieser Menschen abgezielt. Diesem Ziel scheint die Medizin bis heute verpflichtet zu sein, wenn es z. B. um den Einsatz von Potenzpillen oder Schönheitschirurgische Eingriffe geht.

*Rosa und hellblau:
Intersexbaby*

Eine der eindrucklichsten Ideen bezüglich der Konstruktion der Geschlechtsbinarität Mann/Frau ist für mich, dass schon vor der Geburt eines Kindes davon ausgegangen wird, dass das Kind *entweder* männlich *oder* weiblich ist. Viele Eltern schlagen sich zu diesem Zeitpunkt schon mit der „geschlechtsadäquaten“ Namensgebung (entweder ein Name für ein Mädchen *oder* einen Jungen) bzw. manchmal auch schon mit der „geschlechtsadäquaten“ Farbgebung des Kinderzimmers bzw. der Kleidung (rosa/hellblau) herum. Das Bedürfnis nach Klarheit über die Geschlechtlichkeit des Kindes vor der Geburt wird durch bildgebende Verfahren (Ultraschall) gestillt. Ist das Kind wider Erwarten nicht eindeutig einem dieser beiden Geschlechter zuordenbar, sprechen Mediziner_innen von einem „Intersexbaby“¹¹. In Deutschland geht man davon aus, dass sich jedes 1000. bis 2000. Neugeborene weder eindeutig weiblich noch zweifellos männlich zeigt (Fröhling 2003, zit. nach Perko 2005).

Schon in den 1950er Jahren plädierte Money (1985, zit. nach Richter-Appelt 2004, S. 242) für folgende Behandlungsrichtlinien bei Intersexbabies, die bis heute in der Medizin Bedeutung haben: a) die frühzeitige Zuweisung zu einem Geschlecht und „dementsprechende Erziehung“, b) die operative Angleichung an ein Geschlecht möglichst in den ersten Lebensmonaten bzw. Lebensjahren, c) die Geheimhaltung der Diagnose und keine Aufklärung der Betroffenen über die in der Kindheit erfolgten operativen Maßnahmen und Hormongaben.

Obwohl nur bei bestimmten Formen¹² von Intersexualität chirurgische Eingriffe lebensrettende Maßnahmen darstellen, werden intersexuelle Kinder prinzipiell an eines der beiden Geschlechter operativ angepasst. Queer-Aktivist_innen positionieren sich

11) Die Selbstbeschreibung ist meist Zwitter oder Hermaphrodit.

12) Richter-Appelt (2004) gibt einen Überblick über mögliche Formen von Intersexualität.

ganz klar auf Seiten der Intersexuellen und deren Verbände und somit gegen die zwangsweise medizinische und juristische Zuordnung/Anpassung an ein eindeutiges Geschlecht (männlich *oder* weiblich). Ein sehr nachdenklich stimmender und berührender Film ist „Tintenfischalarm“¹³, in dem eine Journalistin Alex eine Zeit lang begleitet und ihn_sie zu verschiedenen Themen seiner_ihrer „Intersexualität“ befragt.

Konstitution und Konstruktion von sexuellen Identitäten

Sexuelle Identität beschreibt das subjektive Erleben einer Person als hetero-, bi- oder homosexuell (Richter-Appelt 2004). Obwohl sexuelle Identität im queeren Sinne mehr beinhalten kann als die reine sexuelle Orientierung (je nach subjektiver Selbstdefinition), beziehe ich mich in diesem Teil des Beitrags auf diese Definition. Der wissenschaftliche Diskurs über sexuelle Orientierung ist meist begleitet von der Annahme einer lebenslangen *Monosexualität*. Damit ist die Annahme gemeint, dass Menschen ihr Leben lang nur eine sexuelle Orientierung leben können/sollen. Dadurch wird die sexuelle Orientierung nach Schmidt (2001, S. 228) „fest ins Innere des Individuums, in seine Biographie, seinen Charakter oder seine Biologie“ verankert. So wird oft bei Biographien, in denen sich z. B. Frauen, die eine Zeit lang heterosexuell gelebt haben und erst danach in eine Frau verlieben und eine Beziehung mit ihr eingehen, konstruiert, dass diese ihre „Homosexualität“ erst *entdecken* mussten, wie wenn sie schon immer *in* ihnen geschlummert hätte. Eine andere Leseart solcher Biographien wäre eben, dass sich sexuelle Orientierungen über die Lebenszeit hinweg verändern können. In der Praxis allerdings darf den Klient_innen im Sinne der Selbstbestimmung überlassen werden, ob sie sich als monosexuell konstruieren wollen oder nicht, je nachdem, welche Sichtweise für sie passender und hilfreicher ist. Gleichzeitig zeigt die Praxis allerdings auch, dass es oft hilfreich ist, zumindest die Idee der Monosexualität infrage zu stellen und eine flexiblere Sichtweise einzuführen. V. a. jene Klient_innen mit einem biologischen Erklärungsmodell für ihre sexuelle Orientierung beharren meiner Erfahrung nach mehr auf der monosexuellen Sichtweise, vielleicht weil mensch für biologisch/genetische

*Infragestellung der
Annahme einer
lebenslangen
Monosexualität*

13) Ein Film von Elisabeth Scharang, produziert von WEGA-Film, Wien (2006). Siehe auch www.intersex.at und www.tintenfischalarm.at

Ursachen nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Jene Menschen, die hingegen ihre sexuelle Orientierung als „Wahl“ oder Entscheidung ansehen, entwerfen sich selbst oft nicht als lebenslang monosexuell.

Eine Kritik am heteronormativen Diskurs, aber auch an den Identitätskonzeptionen der Lesben- und Schwulenbewegung ist die Verfestigung von homosexuellen und heterosexuellen Identitäten „bis zu ihrer Erstarrung“ (Schmidt 2001, S. 229). Diese Erstarrung der Identitäten scheint z. B. eine Auswirkung auf die Experimentierfreudigkeit von Jugendlichen zu haben. So gaben bei einer Befragung unter 16- und 17-jährigen Jungen in den 1970er Jahren noch 18 % an, schon einmal Sex mit einem anderen Jungen gehabt zu haben, 1990 berichtetet nur mehr 2 % von gleichgeschlechtlichen Erfahrungen (Schmidt 2001). Jungen scheinen heutzutage durch die oben genannten dominanten Kategorien gleichgeschlechtliche Erlebnisse schneller als „schwul“ zu etikettieren und somit leichter in eine Identitätsfrage zu stellen.

Der Homosexuelle als Spezies

Der Begriff „Homosexualität“¹⁴ wurde 1869 vom Schweizer Arzt Karoly Maria Kertbeny geprägt, der von ihm ebenfalls zur Polarisierung kreierte Gegenbegriff „Heterosexualität“ erst elf Jahre danach (Eder 2002). „Homosexuale“ wurden von Kertbeny wie folgt definiert: „Neben dem normalsexualen Triebe der gesamten Menschheit und des Tierreiches scheint der Natur in ihrer souveränen Laune bei Mann wie Weib auch den homosexuellen Trieb gewissen männlichen wie weiblichen Individuen bei der Geburt mitgegeben, ihnen eine geschlechtliche Gebundenheit verliehen zu haben, welche die damit Behafteten sowohl physisch als geistig unfähig macht, auch bei besten Willen, zur normalen Erection zu gelangen, also einen direkten Horror vor dem Gegengeschlechtlichen voraussetzt, und es dem mit dieser Leidenschaft Behafteten ebenso unmöglich macht, sich dem Eindrucke zu entziehen, welchen einzelne Individuen des gleichen Geschlechts auf sie ausüben.“ (Eder 2002, S. 159) Erst in den 1890er Jahren fand der Begriff „Homosexualität“ durch den Sexualwissenschaftler Havelock Ellis Eingang in den anglo-amerikanischen Sprachgebrauch (Jagose 2001).

14) Als Vorläufer des Begriffs „Homosexualität“ in der Sexualpsychiatrie gilt der Begriff „Konträrsexualität“, siehe hierfür Heide (2001).

Davor wurden gleichgeschlechtliche Handlungen zu den „unnatürlichen“ Koitusarten gezählt (ebenfalls die Selbstbefriedigung, der Geschlechtsverkehr mit Tieren und Leichen) und der Sodomie¹⁵ zugeordnet. „Sodomiten“ waren im Spätmittelalter vom Tod auf dem Scheiterhaufen bedroht (Niederhäuser 2001). Im Unterschied zum Konstrukt des Homosexuellen¹⁶ wurde allerdings der Sodomit primär durch seine Handlungen charakterisiert. Es wurde hierbei angenommen, dass sich Menschen aufgrund ihres freien Willens für oder gegen eine „unnatürliche“ Praktik entscheiden. Diese Differenz zwischen Sodomit und Homosexuellen formuliert Michel Foucault (zit. nach Eder 2002¹⁷) wie folgt:

„Die Sodomie [...] war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. [...] Der Sodomit war ein Gestrachelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.“ (S. 152)

Frauen schienen in den damaligen Diskursen v. a. Objekte derselben zu sein, wohingegen homosexuelle Männer mehr an den Diskursen teilhatten und ihre Standpunkte vertreten konnten (z. B. als Schriftsteller oder Wissenschaftler).

Die Geschichte zeigt, dass ätiologische Hypothesen über „Homosexualität“, biologische wie auch psychogenetische, meist postwendend gegen homosexuelle Menschen verwendet wurden. In den 1920er Jahren wurden z. B. in Österreich homosexuelle Männer kastriert, und es wurde ihnen Hodengewebe von heterosexuellen Männern implantiert (Mildenberger 2002). Dabei wurde angenommen, dass homosexuelle Männer zu wenig „Richtige-Männer-Hormone“ besäßen. In den 1970er Jahren

15) Sodomie beinhaltete alle möglichen Formen von Sexualität, die nicht auf Zeugung ausgerichtet waren (Niederhäuser 2001).

16) Die in diesem Abschnitt verwendete männliche Schreibform entspricht jener in der zitierten Literatur. Zur „Freundschaft“ unter Frauen siehe z. B. Friedrich (2001).

17) Für eine differenziertere Auseinandersetzung mit Foucaults Sodomiten-These und deren Kritik siehe ebenfalls Eder (2002) sowie Niederhäuser (2001).

wurden hirneroperative Eingriffe im Zwischenhirn zur Zerstörung des „weiblichen“ Sexualzentrums vorgenommen oder psychotherapeutische Kuren verschrieben (Schmidt 2001).

In neuerer Zeit beschäftigen sich Studien immer wieder mit den Auswirkungen und dem Umgang von sich als homosexuell definierenden Menschen mit dem herrschenden heteronormativen Diskurs. So befragte Hohn (2001) lesbische Frauen zu ihrer sexuellen Identität und ihrer Auseinandersetzung mit herrschenden gesellschaftlichen Normen. Die befragten Frauen erinnerten sich, dass im Biologieunterricht in ihrer Schulzeit Sexualität mit Heterosexualität gleichgesetzt wurde. Indem Heterosexualität immer wieder als natürlich dargestellt wurde, wurde Homosexualität zum *Anderen*, zum *Nichtnatürlichen*. Das Benennen oder Benanntwerden lesbischer Sexualität in einem heteronormativen Umfeld wurde oft als Normbruch bewertet und führte zu verschiedenen Reaktionsweisen, wie z. B. Ausweichen oder Nichtwahrnehmung, Pathologisierungen und körperlicher Gewalt. Die erlebte Intensität des Normbruchs ist Auslöser dafür, dass ihnen die Verleugnung oder Nichtthematisierung ihrer lesbischen Lebensweise zumindest temporär praktikabler erscheint als das Aushalten z. B. familiärer Brüche. Ein weiterer Versuch, mit der eigenen lesbischen Identität umzugehen, ist die lesbische Lebensweise in die „Normalität“ hineinzureklamieren („Ich erzähl' ihnen ganz offen von meiner Freundin, so wie ein anderer auch von seiner Freundin oder seiner Frau erzählt, erzähl' ich halt auch von *meiner* Frau.“ Hohn 2001, S. 182). Die Übernahme von Mustern und Normalitäten heterosexuellen Lebens erleichtert der heterosexuellen Umwelt und oft den gleichgeschlechtlich lebenden Menschen die Akzeptanz.

Die Übernahme von Mustern und Normalitäten heterosexuellen Lebens erleichtert der heterosexuellen Umwelt und oft den gleichgeschlechtlich lebenden Menschen die Akzeptanz.

Konstrukt der Bisexualität

Die Thematisierung der Bisexualität als eigenes Konstrukt erfolgte erst spät. Eine Zeit lang schien diese sexuelle Orientierung zwischen den Polen homosexuell und heterosexuell aufgeteilt zu sein. Oft wurde sie als etwas zwischen diesen Polen angesehen oder als eine sexuelle Orientierung beschrieben, die beides (homosexuell und heterosexuell) beinhaltet. Eine weitere Sichtweise von Bisexualität ist, dass es sich hierbei um eine dritte, eigenständige Möglichkeit sexueller Orientierung handelt, die gleichberechtigt neben der homosexuellen und heterosexuellen besteht. Durch diese unklarere Definition von Bisexualität haben und hatten bisexuelle Menschen weniger Räume und Communities zur Verfügung, da die Welt zwischen hetero-

sexueller und homosexueller Identität aufgeteilt scheint/schien und sie sich sowohl bei der einen als auch bei der anderen ausgeschlossen fühlten. So kritisierten bisexuelle Frauen in den 1990er Jahren die Lesbenbewegung, die Erstere aufgrund ihrer sexuellen Orientierung ausschloss. Die bisexuellen Frauen wehrten sich dabei gegen die undifferenzierte Annahme, dass bisexuelle Frauen durch ihre sexuellen Kontakte mit Männern lesbische Ideale verrieten (Bauer 2001). Bisexualität besteht jedenfalls nur dann, solange es Homosexualität und Heterosexualität als Konzepte gibt – ohne diese löst sich das Konstrukt der Bisexualität auf (Schmidt 2001).

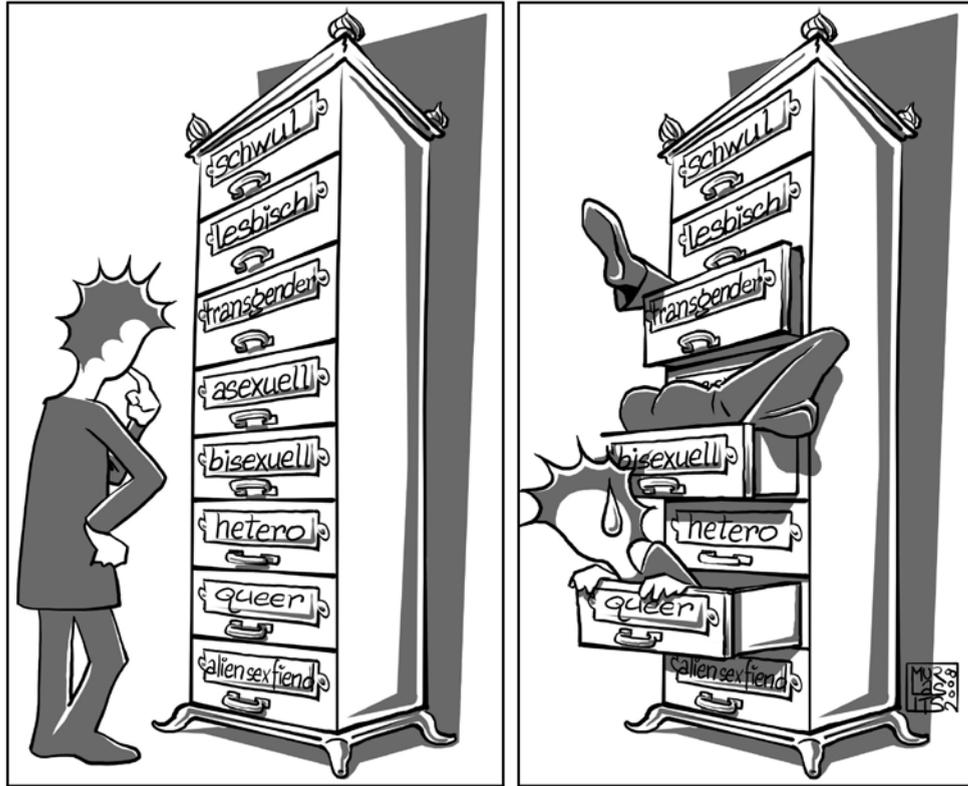
Heterosexualität ist im queeren und sozialkonstruktionistischen Sinne ebenfalls eine Konstruktion, deren Bedeutung von veränderlichen kulturellen Mustern abhängt. Heterosexualität erhebt dabei seit langem den Anspruch, „ein natürlicher, reiner und eindeutiger Zustand zu sein, der keiner Erklärung bedarf“ (Jagoose 2001, S. 30). Die „Natürlichkeit“ der heterosexuellen Partnerschaft wird meist mit der Möglichkeit der Reproduktion argumentiert, oft verbunden mit der Annahme, dass Menschen mit einer homosexuellen Identität gegengeschlechtlichen Sex ausschließen.

Die „Natürlichkeit“ der heterosexuellen Partnerschaft wird meist mit der Möglichkeit der Reproduktion argumentiert.

Queere Identitäten beschränken sich nicht ausschließlich auf Fragen des Geschlechts oder des sexuellen Begehrens. So beschreibt Perko (2005, S. 22) u. a. folgende spezifischen Lebensweisen und Haltungen, die in der aktuellen „queer theory“ thematisiert werden:

- ▶ Als *Bi-Gendered* verstehen sich Personen, die zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht hin und her wechseln oder gleichzeitig beides leben.
- ▶ Ein *Cyborg* versteht sich nicht nur als künstliches Produkt oder als Vermischung von Organischem und Künstlichem (Maschinenmensch), sondern auch als das in der postmodernen Welt lebende, fragmentarisierte Subjekt. Cyborg als Metapher der Grenzüberschreitung gilt dabei weder nur als „reiner“ Organismus noch als „reine“ Maschine und erschüttert durch diese Uneindeutigkeit ein traditionelles Verständnis vom Körper.
- ▶ Als *Cross Dresser* beschreiben sich Personen, die mit der Kleidung vorübergehend die Geschlechtsrollen wechseln, sich also gelegentlich die Kleidung des „Gegengeschlechts“ anziehen und so einen Teil ihrer Persönlichkeit ausleben.

Queere Identitäten ... eine Bandbreite an Identitäten, die einen kleinen Ausschnitt an aktuellen Möglichkeiten im queeren Diskurs darstellt



- ▶ Als *Gendernauts* bezeichnen sich Personen, die – angelehnt an den Begriff Astronaut_innen – durch sich verändernde Geschlechter reisen.
- ▶ *Metrosexuell* wird keine sexuelle Ausrichtung, sondern ein Lebensstil beschrieben, der keinen Wert mehr auf Kategorisierungen in ein Rollenbild legt. Als metrosexuell verstehen sich Personen, z. B. Männer, die eine feminine Seite ihrer Persönlichkeit und Verhaltensweisen zeigen, ohne schwul zu sein; Frauen, die eine maskuline Seite ihrer Persönlichkeit und Verhaltensweisen zeigen, ohne lesbisch zu sein.
- ▶ *Plurisexualität* bzw. *plurisexuell* meint einen Lebensstil, der sich einer eindeutigen Lebensweise in Bezug auf Sex, Gender und Begehren sowie hinsichtlich eindeutiger Kategorisierung und Festlegung entzieht.
- ▶ Als *Trans-Identitäten* bzw. *Transidente* bezeichnen sich Personen, die sich mit dem „Gegengeschlecht“ des ihnen bei

Geburt zugewiesenen Geschlechts identifizieren, ohne notwendigerweise ihren Körper mittels Hormonen oder Operationen zu verändern.

- ▶ Als *Transgender* bezeichnen sich Personen, die ihre Geschlechtsidentität jenseits binärer Geschlechtsordnung (Frau/Mann) leben. Sie nähern sich zuweilen über hormonelle Behandlung oder Operationen dem jeweils anderen Geschlecht an. Transgender gilt manchen als mehr denn männlich und weiblich: Es bedeutet, Geschlechterrollen zu überschreiten. Personen, die Gender infrage stellen (Transsexuelle, Transvestiten, Drag Queens, Drag Kings etc.) werden mit dem Begriff *transgender* bezeichnet.

Diese genannten „Queer-Identitäten“ zeigen nur einen kleinen Ausschnitt an aktuellen Identitätsmöglichkeiten im queeren Diskurs. Und auch diese Bandbreite an Identitäten schließt Personengruppen an ihren Rändern aus, dies lässt sich auch nicht vermeiden. Wichtig dabei ist allerdings, diese Grenzen flexibel zu halten, sie immer wieder zu reflektieren und zu hinterfragen. Dieses „Flüssighalten“ zeichnet für mich *queer* aus.

„queer theory“ und Systemische Theorie – anschlussfähig?

Ich glaube, schon bisher wurde meine Auffassung, dass „queer theory“ und Systemische Theorie/Therapie anschlussfähig sind, lesbar. Dabei beziehe ich mich allerdings stark auf jene Strömung der Systemischen Therapie, die sich auf die Theorien und Konzepte des Sozialen Konstruktivismus berufen. „queer theory“ und Sozialer Konstruktivismus beschäftigen sich beide mit Konzepten, Kategorien und Begriffen, mit denen Realität beschrieben und erzeugt wird. Gemein sind ihnen dabei die Methoden der Dekonstruktion, Diskursanalyse bzw. Textanalyse. Entgegen einer modernistischen Auffassung von einer objektiven Realität teilen beide die Sichtweise, dass Realität im zwischenmenschlichen Aushandeln erzeugt wird und durch dominante, herrschende gesellschaftliche Diskurse strukturiert wird. Hierbei beziehen sich beide Theorien auf die Konzeption von Macht nach Michel Foucault (siehe z.B. Gergen 1996, 2002, Jagose 2001, Perko 2005).

Die therapeutische Haltung hat in der Systemischen Therapie, v. a. mit dem speziellen Setting durch die Arbeit mit Familien, eine besondere Auseinandersetzung erfahren, wie sie in anderen

Sozialer Konstruktivismus

Queer gesehen würde eine Nicht-Positionierung der Therapeut_in ihrer Entsubjektivierung entsprechen.

Therapierichtungen nur marginal geführt wurde. Vor allem die Konzepte der Neutralität (Selvini Palazzoli et al. 1981) und der Allparteilichkeit (siehe z. B. Simon et al. 1999) sind bis heute von Bedeutung. Die Haltung der Neutralität soll dazu dienen, dass der/die Therapeut_in „gleichzeitig mit jedem und keinem verbündet ist.“ (Selvini Palazzoli et al. 1981, S. 137). So soll die Neutralität des/der Therapeut_in gewährleisten, dass er/sie keine zustimmenden oder missbilligenden Urteile äußert. Allparteilichkeit hingegen soll dem/der Therapeut_in ermöglichen, „sich empathisch in jedes Familienmitglied, seine Position [...] einzufühlen ...“ (Simon et al. 1999, S. 29). Viele therapeutische Theorien erklären die Therapeut_innen zu objektiven, neutralen und technisch versierten Expert_innen. Der kollaborative sprachsystemische Ansatz von Anderson und Goolishian hingegen berücksichtigt den Einfluss der beruflichen und privaten Lebensumstände der Therapeut_innen auf deren Arbeit (Anderson 1999). Dies entspricht einer queeren Sichtweise, in der angenommen wird, dass kein diskursfreier Raum existiert und somit eine *Nicht-Positionierung* unmöglich ist. Solch eine *Nicht-Positionierung* würde einer Art *Entsubjektivierung* des/der Therapeut_in entsprechen, entlassen von ihren spezifischen Kompetenzen und eigenen, kulturell gebundenen Standpunkten, nicht aber einer Systemischen Therapie mit konstruktionistischer Ausrichtung (Ahlers 1998).

Dem Nicht-Wissen bezüglich der Klient_innen und deren Erzählungen sollte ebenfalls ein „Wissen“ über gesellschaftlich-kulturelle Diskurse und deren Abschluss- bzw. mögliche Wirkmechanismen gegenüberstehen.

Anderson (1999) sowie Anderson und Goolishian (1992) meinen, um in eine Position des Nicht-Wissens gegenüber den Klient_innen und deren Erleben treten zu können, sei es wichtig, der „eigenen Voreingenommenheit innewohnen“ (S. 181). Dies entspricht der von Fabach (2004, siehe weiter unten) erhobenen Forderung nach Selbstreflexion der Therapeut_innen bezüglich ihrer eigenen Denkschemata. Daher ist aus einer queer-systemischen Sichtweise „Selbsterfahrung“ und Supervision für Therapeut_innen von großer Bedeutung¹⁸, setzt mensch voraus, dass mensch sich seiner/ihrer eigenen Voreingenommenheit nicht immer bewusst ist. Dem Nicht-Wissen bezüglich der Klient_innen und deren Erzählungen sollte ebenfalls ein „Wissen“ über gesellschaftlich-kulturelle Diskurse und deren Ausschluss- bzw. mögliche Wirkmechanismen gegenüberstehen, so z. B. zu

18) Zur Diskussion der „Selbsterfahrung“ in der Systemischen Therapie siehe Ahlers & Binter (2006).

den Kategorien Geschlecht, sexuelle Orientierung, Beziehung (Partnerschaft), Familie, Psychotherapie, „psychische Erkrankungen“ etc.

Im Gegensatz zur „queer theory“ greift die Systemische Therapie selten auf die Idee unbewusster Prozesse zurück. Für Queer-Theoretiker_innen werden allerdings individuelle Verhaltensweisen unbewusst durch gesellschaftlich-strukturierende Ordnungen bestimmt (Tuider 2001). So existiert die Annahme, dass ich meinen eigenen Konstruktionen und Positionierungen gegenüber bestimmten Diskursen erst im Unterschied zu *anderen Konstruktionen* bzw. *Konstruktionen von anderen* bewusst werden kann. Damit werden „Konstruktionen“ und Normen erst „spürbar“, um bewusstere Positionierungen (evtl. veränderte) möglich zu machen und damit die Handlungs- bzw. Wahlfreiheit zu erhöhen.

Sozialer Konstruktionismus und „queer theory“ ergänzen sich meiner Meinung nach, indem sich Ersterer v. a. mit den sprachlichen Aspekten von Kommunikation beschäftigt und Zweitere mit der Handlungs- bzw. Darstellungsebene von Kommunikation (Performativität). Die auf die sprachliche Kommunikation konzentrierte Systemische Therapie kann hier eventuell Anregungen aus der „queer theory“ gewinnen. Menschen wären hierbei nicht nur Beobachter_innen, sondern gleichzeitig immer auch Darsteller_innen innerhalb eines kulturell geformten Kontextes. Eine schon vorhandene Möglichkeit in der Systemischen Therapie, mit der *Darstellung* von Identität im sozialen Umfeld zu experimentieren, ist die „So-tun-als-ob“-Aufgabe (siehe z. B. Mücke 2003).

Eine mögliche queer-systemische Praxis

In Anlehnung an einige Queer-Theoretiker_innen und -Praktiker_innen, die sich mit queerer Praxis auseinandersetzen, möchte ich beispielhaft folgende Haltungen und „Instrumentarien“ für eine queere-systemische Psychotherapiepraxis ableiten bzw. vorschlagen.

Perko (2005) thematisiert für eine queere Praxis *Anerkennung* als ethische Haltung zwischen Subjekten. Hierbei ist nicht nur die Anerkennung für das jeweilige Selbst gemeint, sondern auch anerkennendes Interesse für das jeweilige So-Sein der

Das Bewusstwerden meiner eigenen Konstruktionen und Positionierungen gegenüber bestimmten Diskursen ist erst im Unterschied zu anderen Konstruktionen bzw. Konstruktionen von anderen möglich.

Anerkennendes Interesse für das jeweilige So-Sein der Anderen als ethische Haltung für eine queere Praxis

Anderen. Wahrgenommene Mehrdeutigkeiten des Gegenübers werden respektiert, auch wenn diese fremd erscheinen. Das meint ebenfalls die Anerkennung der Selbstdefinitionen des Gegenübers, ohne von ihm_ihre Gewissheit zu erwarten. „Der Begriff *Anerkennung* beschreibt Prozesse zwischen Menschen auf interaktiver Ebene: Es ist nicht das *Ich*, das Fragen stellt, und nicht das *Du*, das antwortet, sondern das *Wir*, das in bestimmten Augenblicken miteinander spricht – ohne ein identitätspolitisches *Wir* zu sein.“ (Perko 2005, S. 62). Dabei bedeutet Anerkennung nicht zwangsläufig, allen Handlungen oder Äußerungen eines Subjekts zuzustimmen, sondern es ernst zu nehmen als den/die AndereN, in seinem_ihrem Gleich- und Verschieden-/Anders-sein. Einen ähnlichen Ansatz sehe ich hierbei bei Anderson (1999), wenn es um das Bemühen nach Verstehen des Gegenübers geht. Jemanden zu verstehen, heißt auch, seine_ihre Geschichte und Erleben anzuerkennen.

Im anerkennenden Dialog müssen die Differenzen zwischen den kommunizierenden Subjekten keiner Einheitlichkeit zugeführt werden.

Dadurch wird ein *aner kennender Dialog* zum zentralen Mittel queer-systemischer Praxis (Perko 2005). Im Dialog müssen die Differenzen zwischen den kommunizierenden Subjekten keiner Einheitlichkeit zugeführt werden. Der Sinn solch eines Dialoges ist weniger, eine (gemeinsame) Lösung zu finden, als über eingebrachte Themen und deren Verknüpfung mit Machtverhältnissen und erlebten Normen zu reflektieren. Veränderung hierbei kann bedeuten, diesen Machtverhältnissen und Normen anders entgegenzutreten, sie bewusst anzunehmen, sie abzulehnen oder Alternatives zu leben.

Weiters betont Perko (2005) die *Transformationsbereitschaft* der Dialogpartner_innen. Transformation meint hierbei die Möglichkeit der Veränderung der eigenen Vorstellungen des je eigenen Denkens durch den/die AndereN. „Die mögliche (Selbst-) Veränderung über die transformative Anerkennung geschieht weder automatisch noch unmittelbar, sondern als langsamer Prozess, insofern ein Subjekt das Gehörte etc. im Ernst-Nehmen des Gegenübers reflektiert, einbezieht, abwägt, es mit eigenen Anschauungen vergleicht, mit sich selbst zu Rate geht und sich schließlich entscheidet, ob es andere Sichtweisen aufnehmen will.“ (Perko 2005, S. 64). Dabei verlieren sich im gegenseitigen Anerkennungsprozess Gewissheiten zugunsten der Eröffnung von Wahrnehmungs- und Denkräumen. Diese Bereitschaft der Therapeut_innen zur eigenen Veränderung ist ebenfalls bei Anderson (1999) zu finden. So schreibt sie: „In einem therapeu-

tischen Prozess der wechselseitigen Einflussnahme, in dem sich Veränderungen ganz selbstverständlich aus dem Dialog ergeben, ist der Therapeut nicht anders als der Klient diesen Veränderungen unterworfen.“ (S. 121) Perko (2005) nennt weiters die *Bereitschaft zum Perspektivenwechsel*. Mit Perspektivenwechsel ist gemeint, sich vom Gesichtspunkt des Gegenübers etwas vorstellen zu können, gleichwohl die einen niemals je die anderen sind, niemals das Gleiche denken, wahrnehmen empfinden etc. „Der Perspektivenwechsel zielt [...] darauf ab, mehrere Dimensionen im Denken und Vorstellen, die nicht präsent waren, einzunehmen, zuzulassen und das Beurteilen von etwas aus der rein subjektiven Sphäre zu lösen.“ (Perko 2005, S. 95) Dies entspricht der schon zuvor genannten Haltung einer Allparteilichkeit (Simon et al. 1999) bzw. Mehr-Parteilichkeit (Anderson 1999).

Fabach (2004) fordert eine *therapeutische Selbstreflexion*. „Wir müssen zuerst unsere eigenen dualistisch aufgebauten Denkmuster erkennen und in Frage stellen.“ (Fabach 2004, S. 210) Dadurch, dass gesellschaftliche Normen und Werte alltäglich konstruiert, kommuniziert und (vor)gelebt werden, bekommen sie oft eine unsichtbare Normalität, die umso wirksamer ist. Daher besteht die Gefahr, dass unreflektierte Handlungen und Kommunikationen bestimmte gesellschaftliche Diskurse verfestigten, oft zum Schaden der Klient_innen. Hierbei geht es allerdings meiner Meinung nach nicht prinzipiell darum, diese Diskurse per se als schädlich anzusehen, sondern darum, sie wahrzunehmen, um sich ihnen gegenüber bewusster „positionieren“ zu können, um zu entscheiden, inwiefern ich bestimmten Konstrukten zustimmen will oder nicht bzw. wie viel Bedeutung ich gewissen Diskursen in meinem Leben geben möchte. Eine Nicht-Positionierung und eine diskurs-/normfreie soziale Welt scheint nicht möglich zu sein. Neben einer therapeutischen Selbstreflexion erscheint mir eine *therapeutische Positionierung* ebenfalls von Bedeutung. Darunter verstehe ich die Veröffentlichung eigener Haltungen und Normen bzw. meine Positionierung gegenüber für die Therapie relevante gesellschaftliche Normen innerhalb des therapeutischen Dialoges. Damit werden die Klient_innen eingeladen, sich auch gegenüber meinen Normen und Haltungen zu positionieren.

Therapeutische Selbstreflexion und Positionierung

Als konkrete methodische Beispiele queerer Praxis, die ebenfalls Kriterien der Systemischen Therapie entsprechen und so-

mit meiner Meinung nach in eine queer-systemische Praxis integrierbar sind, möchte ich (beispielhaft) folgende Methoden anführen.

Nutzung von Fragen, um Normen und deren Auswirkungen sichtbar zu machen

Wichtigste Methode ist und bleibt auch in einer queer-systemischen Praxis die Nutzung von Fragen. Diese dienen dazu, *Normen und deren Auswirkungen sichtbar zu machen*, individuelle *Positionierungen zu reflektieren* und *Handlungs- und Denkmöglichkeiten zu erweitern*. Im Dialog mit Menschen können Aussagen wie „Ich sollte ...“ oder „Ich muss ...“, manchmal auch „Ich will ...“, verbunden mit einem massiven Leidensdruck, auf Konflikte mit inneren und/oder äußeren Normvorstellungen hinweisen. Etwas im Leben der Klient_innen sollte anders sein, dann wären die Probleme gelöst, die Klient_innen glücklich oder „normal“, wie alle anderen es ja auch sind.

So suchte mich ein sich als schwul identifizierender 26-jähriger Mann auf, der die Idee hatte, unbedingt bis zu seinem 30. Lebensjahr „den Richtigen“ zu finden, mit dem er zwei Kinder haben möchte. Er litt sehr darunter, dass er bisher keine langjährige Beziehung geführt hatte. Sein Ziel nicht zu erreichen, würde für ihn bedeuten, ein totaler Versager zu sein. Auf die Frage, ob das denn noch jemand so sehen würde, beginnt der Klient über seine Mutter zu erzählen, die das wahrscheinlich auch so sehen könnte. Es eröffnet sich die Herkunftsgeschichte des Klienten, über das Dorf, in dem er aufgewachsen ist, mit einer Mutter, der die Familie als Lebensform sehr wichtig ist. Vor allem ihr gegenüber wäre es für den Klienten eine Art Erfolg, eine Familie zu gründen, auch als Ausgleich zu seiner schwulen Identität, die der Klient am Anfang der Therapie vor seiner Mutter noch geheim hält. Bei der Frage nach den Auswirkungen dieses Zieles („Was macht das mit Ihnen, dass Sie sich dieses Ziel vorgenommen haben bzw. es noch nicht erreicht haben?“) schildert der Klient, wie stressvoll seine Begegnungen mit Männern sind, v. a. weil es der „Richtige“ für eine Familie und für den Rest des Lebens sein sollte. Oft bereitet ihm das schlaflose Nächte, weil er ohne eigene Familie auch seine Existenzberechtigung infrage stellt. In den darauffolgenden Gesprächen sprechen wir über unterschiedlichste Beziehungs- und Lebensformen, deren Vor- und Nachteile in Hinblick auf sein Selbstbild und seine Bedürfnisse, auch seiner Mutter gegenüber. Mit der Zeit erlaubt sich der Klient auch andere Zukunftsvisionen. Inzwischen hat er eine einjährige Beziehung hinter sich und sieht der Zukunft gelas-

sener entgegen, den Wunsch nach dem „Richtigen“ und zwei Kindern hat er sich behalten.

Immer wieder interessant zu reflektieren ist, was eine (sexuelle) Identität ermöglicht und was sie verhindert. Was erlaubt mensch sich zu leben und was nicht, welche bedeutenden anderen Sichtweisen im Leben der Klient_innen gibt es, wer fördert etwas und wer verbietet etwas? Und wie wird mit diesen eigenen und den „Geboten“ der anderen umgegangen? So ist in der Arbeit mit gleichgeschlechtlich l(i)ebenden Menschen durch die in den Medien immer mehr thematisierte Möglichkeit der gleichgeschlechtlichen Elternschaft (Thiel 1996) z. B. durch Leihmutterschaft, Pflegschaft¹⁹, Adoption oder Insemination, diese Differenzierung (möglich/nicht-möglich) v. a. in der Familienplanung immer wieder Thema.

Die Idee, die menschliche „Seele“ in Teile zu unterscheiden, gibt es schon seit dem Beginn der Psychotherapie mit Sigmund Freud, der die Psyche in Unbewusstes, Es und Ich trennte. Durch die Auffassung eines vielseitigen Selbst („Ich bin viele“) im Sozialen Konstruktivismus bietet sich in der Identitätsarbeit mit Klient_innen die Arbeit mit Inneren Teilen an. Im Vergleich zu anderen Ansätzen (wie z. B. Schwartz 2002) sollten hierbei die Inneren Teile nicht von der/dem Therapeut_in vorgegeben werden, sondern von Therapeut_in und Klient_in gemeinsam gestaltet werden können. Hierbei können mit Hilfe von Babuschkas²⁰ oder Sessel diese Inneren Teile auch räumlich repräsentiert werden. So ist es in der Praxis immer wieder überraschend, dass nicht alle Inneren Teile einer Person mit dem gleichen Geschlecht wie die Person selbst konstruiert werden, ja manche sogar ohne Geschlecht.

Mit der „Biographie-Kurve“ (Stuve 2004) sind die Teilnehmer_innen aufgefordert zu reflektieren, welche Anrufungen, Verbote, Erfahrungen, Aufforderungen, Zuweisungen und Verletzungen sie erlebt haben, die sie zu jungen „Männern und Frauen werden haben lassen“. Fragen hierbei können sein: Wann habe ich mich als Kind/JugendlicheR als männlich oder weiblich angesprochen gefühlt; wann habe ich mich latent entsprechend

Arbeit mit Inneren Teilen: „Ich bin viele“

„Biographie-Kurve“

¹⁹) Die Stadt Wien bewirbt seit Neuestem gleichgeschlechtliche Paare als eigene Zielgruppe für Pflegekinder.

²⁰) In Anlehnung an Gerda Mehta.

inszeniert? Welche Reaktionen habe ich auf meine geschlechtlichen und sexuellen Inszenierungen erhalten? Ziel dabei ist es, Zwischenräume zu erahnen, biographische Brüche zu benennen, die immer noch spürbar sind, die geschlechtlichen Anrufungen und damit verbundenen Zuweisungen, die angenehmen oder unangenehmen Reaktionen bezüglich „richtiger“ oder „falscher“ Inszenierungen in ihrer Wirkung wahrnehmbar zu machen.

Bei der Methode „Wie im richtigen Leben“ (Stuve 2004) werden verschiedene „Identitäten“ auf Kärtchen geschrieben²¹, wovon jede_r Teilnehmer_in eine Karte ziehen muss. Ohne von den Rollen der anderen zu wissen, stehen am Anfang alle Teilnehmer_innen in einer Reihe und müssen auf Fragen zu ihrer jeweiligen Rolle mit „Ja“ (dann dürfen sie einen Schritt nach vorne machen) oder „Nein“ (dann müssen sie stehen bleiben) beantworten. Fragen können z. B. sein: „Kannst du Unterstützung von deiner Familie erwarten?“, „Kannst du ohne Probleme deine_n Partner_in auf der Straße küssen?“, „Kannst du dich nachts auf der Straße sicher fühlen?“ usw. Der Effekt der Übung ist eine räumliche Verdeutlichung von Ungleichheiten.

Abschließendes

Die Auseinandersetzung mit der „queer theory“ hat meine Sensibilität gegenüber gesellschaftlichen Diskursen und sozialen Normen und deren Auswirkungen erhöht, auch mein Bewusstsein, wann und wie ich selbst im Alltag und in der therapeutischen Arbeit Normen reproduziere, auch in diesem Beitrag. Mein Anspruch an mich ist, diese unsichtbar gewordenen Normen zu erhellen, meine Haltungen, Annahmen und Verhaltensweisen zu reflektieren und meine Positionen innerhalb von gesellschaftlichen Diskursen immer wieder zu hinterfragen und eventuell zu verändern. Ich versuche einen wertschätzenden und versöhnlichen Blick auszuüben, wenn ich merke, wie ich selbst oder andere Menschen sich hegemonialen gesellschaftlichen Normen anpassen, oft aus Angst vor Ausgrenzung, und bin voller Bewunderung, wenn Menschen dominanten Normen bewusst widersprechen.

21) Z. B. eine alleinerziehende, dunkelhäutige Mutter; eine schwangere Lesbe; ein heterosexueller, geschiedener Mann etc.

Gesellschaftliche Normen und Diskurse schreiben sich in unseren Alltag ein, in unsere Familien und Beziehungen und unsere Köpfe. Entspricht mensch diesen Normen, so sind sie meist nicht spürbar und bleiben unsichtbar. Bewegen sich Menschen außerhalb dieser, so werden Normen durch (soziale) Ausgrenzungsmechanismen erlebbar, durch z.B. Blicke oder die Zuschreibung des Unnormalen oder Anders-Seienden. Die Auseinandersetzung mit einem Gefühl des Anders-Seins geschieht meist alleine, sozusagen im Verborgenen, indem allerdings die (phantasierten) Reaktionen der sozialen Umwelt eingeschätzt werden. Dies zeigt sich auch oft in Therapien, wenn Klient_innen schambesetzte Gedanken, Verhaltensweisen oder Emotionen zu Beginn für sich behalten. Sobald sich Menschen außerhalb von Normen bewegen, werden oft Ursachen- und Erklärungsmodelle gesucht, der Rechtfertigungsdruck steigt. Meiner Erfahrung nach beschäftigen sich z.B. die wenigsten sich als heterosexuell identifizierenden Menschen mit der Frage nach der Ursache ihrer sexuellen Orientierung und werden auch selten dazu von ihrer sozialen Umwelt aufgefordert.

Nicht zuletzt haben queer-theoretische Überlegungen die Frage nach dem Politischen (in) der Psychotherapie für mich neu aufgeworfen. Inwiefern unterstützt Psychotherapie einen gesellschaftlichen Anpassungsdruck, um Menschen wieder für den Arbeits- und Liebesmarkt verwendbar zu machen? Inwiefern ist v. a. auch die Systemische Therapie eine Art „Technologie des Selbst“ (Engel 2001) geworden und erscheint als frei wählbarer Ausweg aus den Zwängen der eigenen Identität in einer Zeit voller unterschiedlicher und widersprüchlicher Identitätsanforderungen, die zur Anpassung an bestimmte Normen und gleichzeitig zur „Selbstbestimmung“ und „Flexibilität“ auffordern?

Literatur

- Ahlers C (1998) Systemische Therapie nach der Postmoderne: Dekonstruktion und Verantwortung in brüchigen Beziehungswelten. In: Systeme (1) Jg. 12:54-79
- Ahlers C & Binter G (2006) Systemische Selbsterfahrung in Österreich: Ist sie anschlussfähig an die Umwelt des 1991 in Kraft getretenen Psychotherapiegesetzes? In: Systeme (1) Jg. 20:5-37
- Anderson H (1999) Das therapeutische Gespräch. Der gleichberechtigte Dialog als Perspektive der Veränderung. Klett-Cotta, Stuttgart

Entsprechen Menschen gesellschaftlichen Normen, so sind diese meist nicht spürbar – bewegen sie sich außerhalb dieser, so werden Normen durch (soziale) Ausgrenzungsmechanismen erlebbar.

Frage nach dem Politischen (in) der Psychotherapie

- Anderson H & Goolishian H (1992) Der Klient als Experte: Ein therapeutischer Ansatz des Nicht-Wissens. In: Zeitschrift für systemische Therapie (3) Jg. 10:176-189
- Bauer B (2001) Identity is the crisis, can't you see? Alternative Entwürfe zur Identitätspolitik auf den Spuren von Donna Haraway und Leslie Feinberg. In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 330-345. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Butler J (2003) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Eder F X (2002) *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. Beck, München
- Engel A (2001) Die VerUneindeutigung der Geschlechter – eine queere Strategie zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse? In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 346-364. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Engel A (2002) *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik und Repräsentation*. Campus Verlag, Frankfurt am Main
- Fabach S (2004) Über das Ende von Zweidimensionalität und Verlässlichkeit – Herausforderungen an psychosoziale Beratung und Therapie. In: Hartmann J (Hgⁱⁿ) *Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs*. S. 207-216. STUDIA Universitätsverlag, Innsbruck
- Fend H (2001) *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. 2. Auflage. Leske + Budrich, Opladen
- Fremdwörterbuch (1990) *Großes Wörterbuch. Fremdwörterbuch*. Buch und Zeit Verlagsgesellschaft, Köln
- Friedrich A (2001) Lady Elisabeth Foster und Georgiana, Duchess of Devonshire. Überlegungen zu einer Ikonographie der Freundschaft unter Frauen im 18. Jahrhundert. In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 50-67. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Gergen K J (1996) *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Carl-Auer, Heidelberg
- Gergen K J (2002) *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Hinführung zum sozialen Konstruktivismus*. Kohlhammer, Stuttgart
- Heidel U (2001) In Verteidigung der Männlichkeit. Sexualpsychiatrische Bestimmungen der Konträrsexualität in der Geschlechterordnung des späten 19. Jahrhunderts. In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E

- (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 291-310. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Hohn K (2001) Die Bedeutung von Normen bei der Konstruktion lesbischer kollektiver Identitäten. In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 178-189. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Jagose A (2001) *Queer Theory. Eine Einführung*. Querverlag, Berlin
- Keupp H, Ahbe Th, Gmür W, Höfer R, Mitzscherlich B, Kraus W & Straus F (2002) *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. 2. Aufl. Rowohlt Taschenbuch, Hamburg
- Kirschenhofer S (2004) Systemische Beratung bei sexuellen Gewalterfahrungen. Feministische Positionierungen. In: *Systeme* Jg. 18/2: 155-169
- Kirschenhofer S & Kutenreiter V (2006) *Die Wirksamkeit des Unsichtbaren. Konstruktion von Geschlecht in systemischen Paartherapien. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung*. Institut für Ehe- und Familientherapie, Wien
- Kraß A (2003) *Queer Studies – eine Einführung*. In: Kraß, A (Hg) *Queer Denken. Queer Studies*. S. 7-30. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Kraus W (2000) *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Centaurus, Herbolzheim
- Kutenreiter V (2002) *Feministische Psychotherapie. Eine Perspektivenerweiterung für systemische PsychotherapeutInnen*. In: *Systeme* Jg. 16/2:76-87
- Langenscheidt (1970) *Langenscheidts Schulwörterbuch Englisch*. Langenscheidt, Wien
- Maihofer A (1995) *Geschlecht als Existenzweise*. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt am Main
- Mildenberger F (2002) *Verjüngung und „Heilung“ der Homosexualität*. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*, Jg. 15:302-322
- Mücke K (2003) *Probleme sind Lösungen. Systemische Beratung und Psychotherapie – ein pragmatischer Ansatz*. 3. Auflage. ÖkoSysteme, Potsdam
- Niederhäuser A (2001) *Gleichgeschlechtliche Sexualität zwischen Männern im Spätmittelalter*. In: Heidel U, Micheler St & Tuiden E (Hrsg^{innen}) *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*. S. 30-49. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Perko G (2005) *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*. PapyRossa Verlag, Köln

- Perko G & Czollek L C (2006) Eine Reise hinter das Sichtbare... Diversity-Ansätze in Queer-Theorien und ihre Bedeutung für die systemische (Familien)therapie. In: Mehta G & Zika E (Hrsg^{innen}) Systemische Grenzgänge. Wirksames und Wirkendes im Zwischenmenschlichen. S. 109-128. Krammerververlag, Wien
- Richter-Appelt H (2004) Intersexualität und Medizin. Erste Ergebnisse eines Forschungsprojekts. In: Zeitschrift für Sexualforschung, Jg. 17:239-257
- Schmidt G (2001) Gibt es Heterosexualität? In: Heidel U, Micheler St & Tuider E (Hrsg^{innen}) Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. S. 223-232. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Schmidt S J (2003) Geschichten und Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Rowohlt Taschenbuch, Hamburg
- Schwartz R C (2002) Systemische Therapie mit der inneren Familie. 3. Auflage. Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart
- Schweitzer-Rothers J (2004) Der Mann als Gefahrenquelle – Beratungsherausforderungen im postpatriarchalen Zeitalter. In: KONTEXT. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie. Jg. 35, Heft 2:171-183
- Selvini Palazzoli M, Boscolo L, Cecchin G & Prata G (1981) Hypothetisieren – Zirkularität – Neutralität: Drei Richtlinien für den Leiter der Sitzung. In: Familiendynamik (2), Jg. 6:105-122
- Sigusch V (2005) Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Campus, Frankfurt am Main
- Simon F, Clement U & Stierlin H (1999) Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular. 5. Auflage. Klett-Cotta, Stuttgart
- Stoff H (2001) Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung. Neue Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Heidel U, Micheler St & Tuider E (Hrsg^{innen}) Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. S. 275-290. MännerschwarmSkript, Hamburg
- Stuve O (2004) In welche Gruppe wollt ihr gehen: in die Mädchen- oder Jungengruppe? Gender-Grenzverwischungen in der Jugendarbeit. In: Hartmann J (Hgⁱⁿ) Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs. S. 167-177. STUDIA Universitätsverlag, Innsbruck
- Thiel, A (1996) Kinder? Na klar! Ein Ratgeber für Lesben und Schwule. Campus, Frankfurt am Main
- Thiemann A & Kugler Th (2004) Vielfalt bereichert. Diversity in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. In: Hartmann J (Hgⁱⁿ) Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-,

- Sexualitäts- und Generationendiskurs. S. 153-166 STUDIA Universitätsverlag, Innsbruck
- Tuider E (2001) Menschen in Kartons. Geschlechter und Sexualitäten als postmoderne Eventualitäten. In: Heidel U, Micheler St & Tuider E (Hrsg^{innen}) Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies. S. 233-252. MännerschwarmSkript, Hamburg

Erik_a Zika
Krummgasse 3/10
A-1050 Wien
e-mail: zika@loesungsraum.at